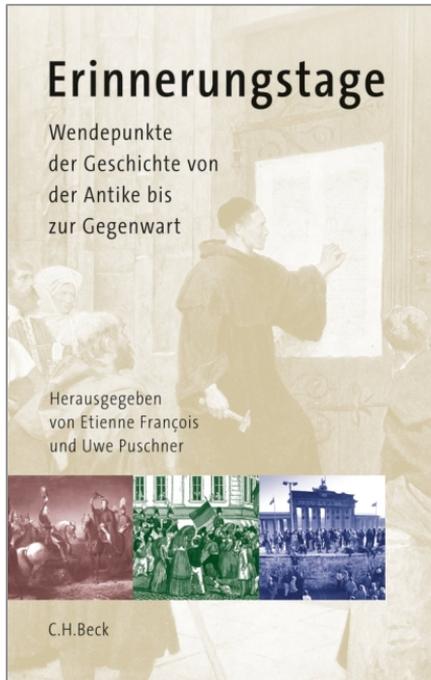


Unverkäufliche Leseprobe



**Etienne François, Uwe Puschner (Hg.)
Erinnerungstage**

Wendepunkte der Geschichte von der
Antike bis zur Gegenwart

455 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-57752-9

Warum Erinnerungstage?

Zu den Merkwürdigkeiten der europäischen Kultur, die unseren Kontinent entdeckende Afrikaner am meisten überraschen, zählt ohne Zweifel die starke Vergangenheitsfixierung. Während sich bei den Europäern Geburts-, Gedenk- und Erinnerungstage einer großen Beliebtheit erfreuen, aufmerksam registriert und besonders feierlich begangen werden, fiel der Mehrzahl der Afrikaner spontan nicht ein, derartiges einzuführen. Im Unterschied zu uns, die wir den Blick zurück auf die Vergangenheit gerichtet haben und immer bemüht sind, sie in die Gegenwart hineinzuziehen, um sie festzuhalten und nicht zu verlieren, leben die meisten Afrikaner in der Gegenwart und richten ihren Blick zuerst auf die Zukunft.

Diese für Europa so charakteristische Vergangenheitsfixierung gründet auf einem spezifischen Verständnis von Zeit. Sie ordnet sich in eine lange Tradition ein, und ihre Ursprünge lassen sich bis in die Antike, in das Judentum und das Christentum zurückverfolgen.¹ Zwei Entwicklungen haben ihr allerdings in den letzten Jahrzehnten eine neue Aktualität gegeben: zum einen die in Zusammenhang mit den zunehmenden Zweifeln an einer gesicherten Zukunft zu beobachtende Aufwertung der Gegenwart und des Gedenkens, die zu einem Wandel der wechselseitigen Beziehungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geführt hat,² zum anderen der Eintritt Europas in das von Pierre Nora bezeichnete «Zeitalter des Gedenkens».³

Die Fokussierung der Debatten über Geschichte und Gedächtnis auf Gegenwart und Zeitgeschichte, die rege Beteiligung der Öffentlichkeit an diesen Diskussionen, die Tatsache, dass viele der einflussreichen Protagonisten aus Zivilgesellschaft und Politik kommen, und nicht zuletzt die entscheidende Rolle der Medien und des Marktes, der Verbände und der Parteien, der Parlamente und der Regierungen zeigen mit aller Deutlichkeit, dass es sich hier um Phänomene und Prozesse handelt, die eine große Herausforderung für die Geistes-, Kultur- und Sozialwissen-



Braco Dimitrijević: 11. März. Dies könnte ein Tag von historischer Bedeutung sein, 1979.

Die Idee, für ein zufällig gewähltes Datum den aus weißem Carrara-Marmor gefertigten, zehn Meter hohen Obelisken im Park des Berliner Schlosses Charlottenburg zu errichten, entstand während eines Studienaufenthaltes des Konzeptkünstlers Braco Dimitrijević in Berlin 1977. Die Wahl des 11. März traf ein zufällig ausgewählter Passant.



Originaldokument
© Verlag C.H. Beck

Braco Dimitrijevićs Obelisk fasst auf ironische Art und Weise zwei Merkmale eines Erinnerungstages zusammen: Indem er zuerst ein zufällig gewähltes Datum benennt, das mit keinem historischen Ereignis verbunden ist, weist er darauf hin, dass es Erinnerungstage an sich nicht gibt. Denn jeder Erinnerungstag ist das Ergebnis eines bisweilen langen und komplizierten Konstruktionsprozesses. Die in vier unterschiedlichen Sprachen am Fuße des Obeliskens angebrachten Inschriften weisen ihrerseits darauf hin, dass auch im Falle eines virtuellen Erinnerungstages seine Bedeutung je nach dem Kontext anders sein kann: Während die deutsche, die englische und die serbokroatische Inschrift identisch sind und eine reine Potentialität zum Ausdruck bringen («Dies könnte ein Tag von historischer Bedeutung sein» – «This could be a day of historical importance» – «Ovo bi mogao biti dan od historijskog značaja»), sagt die in der Zukunftform geschriebene französische Inschrift, dass der 11. März ein historisches Datum sein wird («Ce jour deviendra une date historique»). Erst durch eine Zuschreibung wird ein Datum zu einem Erinnerungstag. Die Zuschreibung in mehreren Sprachen führt aber immer zu Unterschieden: Aus einem Erinnerungstag wird unausweichlich ein geteilter Erinnerungstag.

schaften darstellen. Sie zeigen aber auch, dass es hier um Fragen geht, die letztlich indes über die Möglichkeiten dieser Disziplinen hinaus gehen und sich auf einer anderen Ebene stellen. Daher rührt einerseits die Heftigkeit dieser Debatten – denn es geht dort um viel mehr und um ganz anderes als um ein besseres Verständnis der Vergangenheit – und andererseits die Eingebundenheit der daran beteiligten Wissenschaftler, in dem Maße, dass sie durchweg – bei aller Professionalität und Reflektiertheit – gleichzeitig Akteure und Beobachter, Forscher und Bürger sind.⁴

Dies wird deutlich an der neuen Richtung, die die Diskussion – in jedem Fall in der Geschichtswissenschaft – zu nehmen scheint. Nach Jahren der fruchtbaren Reflexion und innovativen Forschung, die zu einer Relativierung der Unterschiede zwischen Geschichte und Gedächtnis, zu einem besseren Verständnis ihrer jeweiligen Bezogenheit wie auch zu einer differenzierteren Herangehensweise bei der Untersuchung der Gedächtniskulturen geführt hat,⁵ scheint heutzutage die Zahl der Historiker zuzunehmen, die die Bedeutung der Gedächtniskulturen relativieren, die eine distanzierte, argwöhnische und latent aggressive Stellung gegenüber dem Gedächtnis einnehmen und die sogar davon ausgehen, nur die Geschichtswissenschaft sei in der Lage, eine richtige Deutung der Vergangenheit zu erarbeiten.⁶ In diesem durch eine neue Verhärtung der Fronten zwischen Geschichte und Gedächtnis gekennzeichneten Kontext wollen die hier versammelten Aufsätze über zweiundzwanzig Erinnerungstage einen spezifischen Beitrag leisten und insbesondere Anregungen zum Nachdenken geben über «die Art und Weise, wie im Laufe der Zeit Gesellschaften nachträglich ihre Vergangenheit erleben und deuten».⁷

Warum aber sprechen wir von Erinnerungstagen und nicht, wie vielleicht erwartet, von Gedenktagen? Das liegt zuerst daran, dass das Feld der Gedenktage schon eingehend erforscht wurde, hat sich doch die Forschung der letzten Jahre intensiv mit der Thematik der «Vergangenheits-», «Geschichts-» bzw. «Gedächtnispolitik» befasst.⁸ Darüber hinaus möchten wir mit dem Rückgriff auf den Begriff «Erinnerungstage» auf die Vielschichtigkeit und Differenziertheit der Erinnerungskulturen hinweisen: Die kollektiven Erinnerungen erfassen viel mehr als die Bestimmungen und Beschlüsse, die Programme und die Absichten der verschiedenen «Gedächtnisentrepreneurs». Auch wenn es im Einzelnen nicht immer unproblematisch durchzuführen ist, geht es um die kollektiven Erinnerungen in ihrer Ganzheit.⁹

Die zweiundzwanzig Erinnerungstage, die hier behandelt werden, schlagen einen weiten Bogen. Sie erstrecken sich über zwei Jahrtausende, von der Zeitenwende bis in die unmittelbare Gegenwart. Auch wenn fast die Hälfte unter ihnen auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts Bezug nimmt, zeigen die anderen, die von der Antike bis zum 19. Jahrhundert reichen, das Bemühen, uns nicht von einer weit verbreiteten Gewohnheit irreführen zu lassen, die wie selbstverständlich davon ausgeht, Erinnerungskulturen und Erinnerungstage seien ein Phänomen der Moderne, mehr noch ein Monopol der Zeitgeschichte.¹⁰ Stattdessen will dieser Band die zeitliche Perspektive weit öffnen, um Vergleichsmöglichkeiten anzubieten. Dadurch soll deutlich werden, wie sich die «moderne Erinnerungskultur» erst im Zusammenhang einer zweitausendjährigen Geschichte einordnen und erklären lässt. Joachim Ehlers hat es in seinem Beitrag treffend formuliert: «Viel stärker als heute bestimmten Gedächtnis, Erinnerung und Gedenken im Mittelalter den öffentlichen Raum; intensiver, anspruchsvoller und fordernder als heute konstituierten sie zentrale Inhalte sowohl des kollektiven als auch des individuellen Bewusstseins».

Eine vergleichbare Öffnung lässt sich in der geographischen Verortung dieser Erinnerungstage feststellen. Sicher nehmen beinahe alle Bezug auf die – im weiten Sinne des Wortes – deutsche Geschichte. Neben den ausschließlich «deutschen» Erinnerungstagen, deren Bedeutung nicht über Deutschlands Grenzen und Kultur hinausgeht, wurde auch eine Reihe von Erinnerungstagen ausgewählt, deren Ursprung außerhalb Deutschlands liegt – von der Schlacht an der Milvischen Brücke am 28. Oktober 312, die mit der sogenannten constantinischen Wende gleichgesetzt wird, bis zur baskischen Stadt Guernica/Gernika, die nach ihrer Bombardierung am 26. April 1937 durch deutsche und italienische Kampfflugzeuge zum Symbol des faschistischen Terrors gegen Zivilisten wurde. Ein besonderes Interesse liegt auf «geteilten» Erinnerungstagen, die für die deutsche Erinnerungskultur wie auch für die von benachbarten Ländern gleichermaßen bedeutsam sind – wenn meistens auch unter anderem Vorzeichen: das wird deutlich an der Entrüstung des königlichen Sekretärs Karls VI. von Frankreich, der anlässlich seines Besuchs in Aachen Anfang 1401 feststellen musste, dass auf dem Reliquiar von Karl dem Großen, der für ihn wie selbstverständlich «unser Karl, König von Frankreich» war, vor allem die Reichswappen zu sehen waren, während die Wappen von Frankreich an den Rand gestellt waren.

Auffällig ist die europäische Dimension von vielen, ja von der Mehrheit der hier behandelten Erinnerungstage. Das gilt zunächst für solche Tage, die sich auf ein von Beginn an europäisches Ereignis beziehen, ob es sich um den Westfälischen Frieden, um die Leipziger Völkerschlacht oder um den 9. November 1989 handelt. Europa wird heutzutage gerne als «Erinnerungsraum», mehr noch als «community of memory» (A. Assmann) gekennzeichnet.¹¹ Die Liste der in diesem Band dargestellten Erinnerungstage zeigt, dass es sich dabei nicht um ein Phänomen der sogenannten Moderne handelt, sondern um eine Erscheinung, die sich tief in die Vergangenheit zurück verfolgen lässt. Dabei sind von Beginn an Brüche und Friktionen stärker als Gemeinsamkeiten, und zwar nicht nur in Hinblick auf «nationale» Zugehörigkeit (schon seit dem Mittelalter), sondern auch in konfessioneller Hinsicht, wie es am Beispiel der unterschiedlichen Deutungen des Sacco di Roma erkennbar wird, und schließlich in jüngster Zeit auch in ideologischer Hinsicht: Der 1. September 1939 ist ein «geteilter Erinnerungsort, der verschiedene Spielarten und Schwerpunkte des Erinnerns zu mobilisieren vermag», während der 8./9. Mai 1945 nicht nur einen transnationalen «Gründungsmythos der europäischen Integration» darstellt, sondern auch einen gleichzeitig national und ideologisch geprägten Erinnerungstag, dessen Konjunkturen unterschiedlichen nationalen und transnationalen Bewegungsgesetzen folgen.

Da die europäische Geschichte seit der römischen Antike und noch mehr seit dem 16. Jahrhundert eine globale Geschichte ist, so ist es nicht verwunderlich, dass das europäische Gedächtnis fast immer auch eine globale Dimension besitzt. Dies gilt speziell für den «schwarzen Donnerstag» und die damit verbundene Weltwirtschaftskrise, die aus heutiger Sicht auch als Vorwegnahme der jetzigen Weltwirtschaftskrise wahrgenommen werden kann. Dies gilt ferner für Erinnerungstage, die, auch wenn sie ihren Ursprung in Europa haben, gleichzeitig als europäische und globale Erinnerungstage betrachtet werden können: Das ist der Fall in der Spätantike für die Schlacht an der Milvischen Brücke, die das Römische Reich als *imperium mundi* und indirekt auch alle Teile der Welt prägte, die von der katholischen Kirche missioniert wurden, da die Konstantinische Wende die Entwicklung der Kirche bis ins 19. Jahrhundert nachhaltig bestimmt hat. Und im späten 20. Jahrhundert gilt das gleichermaßen für den 27. Januar 1944 als Tag der Befreiung von Auschwitz, der, «nach amerikanischem Muster definiert», gleichzeitig «negativer

europäischer Gründungsmythos» und «Teil einer transnationalen Erinnerungskultur» ist – auch wenn er «in den Ländern Europas auf unterschiedliche nationale Erinnerungskonstellationen und -konflikte trifft».

Viele der thematisierten Erinnerungstage sind Teil der traditionellen Politik- und insbesondere der Kriegs- und Militärgeschichte. In ihrer blutigen Kontinuität führen diese Schlachten vor Augen, wie Krzysztof Pomian zu Recht bemerkt, dass die «Geschichte Europas die seiner Grenzen und daher auch die seiner Konflikte» ist.¹² Die blutigen Schlachten ziehen sich buchstäblich wie ein «roter Faden» durch die Geschichte und das Gedächtnis Europas. Daneben wurden auch Erinnerungstage aus den Bereichen der Wirtschafts-, der Kultur- und der Religionsgeschichte ausgewählt: Dies gilt insbesondere für die Beiträge, die das Gedenken im Mittelalter, die Reformation oder die Weltwirtschaftskrise von 1929 behandeln, lässt sich aber auch von weiteren Erinnerungstagen sagen, die ihren Ursprung zwar in der Politik- und Kriegsgeschichte haben, die aber erst durch ihre Deutung durch Literatur und Kunst zu Erinnerungstagen geworden sind.

Bei allen Unterschieden ähneln sich diese Erinnerungstage zumindest in einem Punkt: Allen ist gemeinsam, dass in ihrem Mittelpunkt nicht so sehr das faktische Ereignis steht, das mit einem festen Datum verbunden ist, sondern vielmehr das verwandelte Ereignis, das am Ende einer doppelten Metamorphose als Erinnerungstag entstanden ist. Die erste Metamorphose machte aus dem geschichtlichen ein «historisches», die zweite Metamorphose aus dem «historischen» ein «erinnerungswürdiges» Ereignis, wobei zugleich meistens beschlossen wurde, seiner an einem bestimmten Tag und in regelmäßigen Abständen zu gedenken.

Solche Erinnerungs- bzw. Jahrestage sind «Denkmäler in der Zeit», um die pointierte Formulierung von Aleida Assmann aufzugreifen. Sie ermöglichen den «Übergang von einem latenten Gedächtnis in die Form einer geregelten sozialen Kommemoration» und «stabilisieren die Erinnerung durch mehr oder weniger regelmäßige Wiederholungen als Sinn- und Identitätsangebote bzw. als zukunftsgerichtete Handlungsverpflichtung für folgende Generationen». Indem das «Einmalige in Wiederholbares und Wiederholtes verwandelt» wird, tritt es in eine neue Zeit ein, die «periodische Zeit der Kommemoration», die sich, so weiterhin Aleida Assmann, grundsätzlich von der «linearen Zeit der Geschichte» wie auch von der «zyklischen Zeit der Natur oder des Mythos» unterscheidet.¹³

Entscheidend ist dabei die regelmäßige Wiederholung bzw. Vergegenwärtigung des vergangenen Ereignisses. Auch wenn diese sich wiederholende Vergegenwärtigung nicht formalisiert ist bzw. sein muss, ähnelt sie, weil sie immer kollektiv geschieht, einem Kult. «Als bevorzugter Augenblick der Beschwörung, oder sogar der Reaktualisierung der Fakten, Handlungen und Personen, die eine Gemeinschaft gründet», beobachtete Emile Durkheim, «hat der Kult den Charakter eines Gedenkens par excellence».¹⁴ Dies tritt besonders deutlich im Mittelalter und während der Frühen Neuzeit zu Tage: liturgisch geprägt und eingebunden in den sakralen Kalender, verbindet die kollektive Erinnerung als «Feier der Geschichte» das reaktualisierte Ereignis mit dem Heiligen und eint die Lebenden mit den Toten, das Jenseits mit dem Diesseits, die Zeit mit der Ewigkeit.¹⁵ Im Verlauf der Moderne traten diese Elemente in den Hintergrund. Dennoch bleibt auch in säkularen Gesellschaften das sakrale Modell des Kalenders und der Liturgie weiterhin unumgänglich: Das Symbolische tritt an die Stelle des Religiösen und wie Peter Novick es am Beispiel der Erinnerung an den Holocaust in den USA bemerkte, hat man es dort mit einer Form von «Zivilreligion» zu tun, die wie jede Religion durch Dogmen (der «Erinnerungsarbeit») und Rituale (Gedenkfeiern, Museen) charakterisiert ist.¹⁶

Der 14. Juli ist ein charakteristisches Beispiel für die sich wiederholenden Wandlungsprozesse, die zu einem Erinnerungs- bzw. Gedenktag führen. Zu Beginn, am 14. Juli 1789, hat man es mit einem Aufruhr größeren Ausmaßes zu tun, der sich in eine Reihe von vergleichbaren Protestbewegungen in Paris und in den Provinzen, in den Städten und auf dem Land, einordnet.¹⁷ Sehr schnell aber – in Folge der politischen Beschleunigung der folgenden Wochen und Monate, aber auch, weil die Erstürmung der Bastille, die in den Augen vieler Franzosen das sichtbare Zeichen des Despotismus war,¹⁸ dem Ereignis eine symbolische Dimension gegeben hatte, begann sich ein kollektiver Prozess der Umdeutung durchzusetzen: Das geschichtliche Ereignis wurde rückblickend in ein «historisches» Ereignis verwandelt, das eine Zäsur markiert zwischen einem negativ konnotierten «Vorher», das sogenannte Ancien Régime, und einem positiv belegten «Nachher», die Revolution und die neue Zeit.¹⁹ Diese neue Deutung und der damit verbundene Wunsch nach einer neuen Sinnggebung des Ereignisses wurden in den ersten Monaten des Jahres 1790 so stark, dass der Nationalversammlung keine andere Wahl blieb, als am Jahrestag der Erstürmung der Bastille eine große «Fête

de la Fédération» («Bundesfest») zu veranstalten. In seiner Gestaltung war aber der 14. Juli 1790 nicht nur die Beschwörung des 14. Juli 1789, sondern auch seine Umkehrung: Weit entfernt von dem gewalttätigen Geschehen im Jahr zuvor sollte der 14. Juli 1790 das große Fest des Friedens, das Fest des Bündnisses zwischen allen Regionen und Ständen des Königreichs, das Fest der Neugründung des regenerierten Frankreich unter Gottes und der katholischen Kirche Segen und vor allem das Fest einer neuen Eintracht zwischen dem König und der französischen Nation sein.²⁰ Spätestens dann wurde der 14. Juli zum Erinnerungstag, aber längst nicht zu einem institutionalisierten Gedenktag (trotz Ansätzen in diesem Sinne in den Jahren 1791, 1792 und 1793). Es dauerte fast ein Jahrhundert, bis die siegreiche III. Republik im Jahre 1880 beschloss, in bewusster Anknüpfung an die «Fête de la Fédération» von 1790, aus dem Erinnerungstag den französischen Nationalfeiertag zu machen – wobei aus dem Fest, das einst die Einheit zwischen König und Nation gefeiert hatte, ein neues Fest entstand, das die Einheit zwischen Nation und Republik zelebrierte.²¹

Ein vergleichbarer Prozess des Übergangs von einem geschichtlichen zu einem historischen Ereignis und dann zu einem Erinnerungstag, in einzelnen Fällen auch zu einem – mitunter institutionalisierten – Gedenktag lässt sich an der Mehrheit der hier behandelten Tage beobachten. Exemplarisch sind in dieser Hinsicht die 9. November: Sie bilden in der Tat eine «symbolische Kette» und der Bezug der unterschiedlichen 9. November zueinander ist so stark und prägnant, dass im Endergebnis der Eindruck entsteht, die Ereignisse seien viel mehr eine Schöpfung der Erinnerung, als dass die Erinnerung eine Konsequenz der Ereignisse sei.

Allerdings verweisen viele der hier behandelten Beispiele auf einen Aspekt, dem meist zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird: Der Prozess, der dazu führt, dass ein geschichtliches zu einem «historischen» und schließlich zu einem «erinnerungswürdigen» Ereignis wird, ist alles andere als selbstverständlich. Mehrere Faktoren können für diesen mitunter langen Prozess benannt werden: Akteure und Zeitzeugen brauchen Zeit, um zu begreifen, was geschah bzw. geschehen war. Ein solches Beispiel ist der Fall der Mauer am 9. November 1989: «Wie das Ereignis zum Ereignis wurde», bemerkt Hermann Rudolph, war umso überraschender, als dieses Ereignis «weder geplant noch gewollt wurde, sondern die unverhoffte Folge konfuser Entscheidungen» war. Dieser Prozess kann mitunter erst lange nach dem Ereignis einsetzen, manch-

mal sogar Jahrhunderte später, wie es am deutlichsten am Beispiel der bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts völlig vergessenen Schlacht im Teutoburger Wald zu beobachten ist. Der Anstoß, der aus dem «historischen» ein «erinnerungswürdiges» Ereignis werden lässt, kann – wie im Fall des Holocaustgedenktag – von einem Einzelnen ausgehen, häufig sind es jedoch Interessengruppen oder Kollektive. Das bleibt am Ende zweitrangig. Entscheidend für den Erfolg eines Erinnerungstages sind vielmehr der Kontext wie seine Akzeptanz von Seiten der Zivilgesellschaft. Die ursprünglich im Königreich Württemberg beabsichtigte Kommemoration der Schlacht von Jena und Auerstedt setzte sich in Folge der politischen Veränderungen nicht durch, während sich das Scheitern des Europatages am 5. Mai vor allem durch seine fehlende Akzeptanz durch die Zivilgesellschaft erklären lässt.

Mit der Erhebung eines «geschichtlichen» in den Status eines «historischen» und «erinnerungswürdigen» Ereignisses einher geht eine neue Erzählung, die die Realität des ursprünglichen Ereignisses nicht selten vollkommen verändert, mitunter sogar verdrängt bzw. in Vergessenheit geraten lässt, so dass schließlich das durch die nachträgliche Darstellung gestaltete Ereignis der Erinnerung realer scheint als das Ereignis der Geschichte. Ein prägnantes Beispiel stellt in dieser Hinsicht der 31. Oktober 1517 dar, der in der heute geläufigen Vorstellung wohl nicht stattgefunden hat und in dem die Erinnerung und das Gedenken an den komplexen Reformationsprozess verdichtet wird. Und wie so häufig lässt sich dabei feststellen, dass man es hier nicht mit einem Phänomen aus der Vergangenheit zu tun hat, sondern mit Prozessen, die bis in unsere Tage reichen. Als ein Extremfall erinnerungspolitischer Geschichtskonstruktion ist der 30. Januar 1933 anzusehen, der von der nationalsozialistischen Propaganda erfolgreich als Tag der «Machtergreifung» inszeniert wurde, woraus sich eine Vorstellung entwickelte, deren Nachwirkungen sich bis heute verfolgen lassen. Solche Umdeutungen durch die Erinnerung sind allerdings nicht immer die Konsequenz einer bewussten Politik. Sie können auch ganz einfach das Ergebnis einer Entwicklung sein, die dazu führt, dass das ursprüngliche Ereignis und die es tragende Intention in Vergessenheit geraten, weil die Konsequenzen, die aus dem Ereignis gezogen werden, den ursprünglichen Absichten nicht entsprechen: So lässt sich etwa erklären, dass die Erinnerung an die Nürnberger Gesetze in ihnen nur noch die Rassengesetze und die juristische Trennung zwischen Deutschen und Juden sieht, obwohl sich in diesen Gesetzen die Bezeichnung

«Rassengesetz» nicht finden lässt und die beabsichtigte Einschränkung der Rechte alle deutschen Bürger betraf.

Dass die Verwandlung zu einem Erinnerungstag nicht zwangsläufig die Durchsetzung einer beherrschenden und für alle verbindlichen Meistererzählung zur Folge hat, ist eine weitere Schlussfolgerung, die aus den hier versammelten Fallstudien gezogen werden kann. Nicht selten lässt sich die Entstehung und Entwicklung einer geteilten bzw. gespaltenen Erinnerung nachvollziehen, manchmal sogar vom Beginn an und bis heute. Solche Deutungskonflikte lassen sich sehr gut am Beispiel des 18. März 1848 beobachten, hat man es doch hier mit zwei unterschiedlichen, mehr noch: gegensätzlichen Deutungsmustern zu tun, die nichts von ihrer Aktualität verloren haben: auf der einen Seite das bürgerlich/liberale Gedächtnis mit Frankfurt/M. als Erinnerungsort, auf der anderen Seite das demokratisch/revolutionäre Gedächtnis mit Berlin als Erinnerungsort. Ein ähnliches Muster, in diesem Fall beiderseits der jeweiligen nationalen Grenze, lässt sich für die Erinnerung an Sedan feststellen. Weitere Beispiele zeigen im Übrigen, dass sich die Spaltung der Erinnerungen entlang der kulturellen, ideologischen und nationalen Grenzen nicht auf das 19. und das 20. Jahrhundert beschränkt: Die Erinnerungen an den Sacco di Roma wie auch an den Westfälischen Frieden unterschieden sich von Anfang an und unterscheiden sich bis heute in erster Linie nach konfessioneller und nationaler Zugehörigkeit.

Welche Rolle spielen die Historiker bei der Entstehung und Weiterentwicklung von Erinnerungstagen? Dass sie am Transformationsprozess, der aus einem geschichtlichen ein «historisches» und «denkwürdiges» Ereignis macht, beteiligt sind, zieht sich wie ein roter Faden durch alle hier analysierten Fallbeispiele hindurch. Ob in der Antike, im Mittelalter, während der Frühneuzeit oder im 19. und 20. Jahrhundert, immer sind Historiker aktiv, manchmal ja sogar entscheidend an diesen Transformationsprozessen beteiligt. Weit entfernt davon, die Gedächtniskonstruktionen kritisch zu überprüfen und in Frage zu stellen, agieren sie in den meisten Fällen als Verbündete und Helfershelfer des Gedächtnisses, die «in wissenschaftlicher Sprache nachvollziehen, was als öffentliche Meinung in der Gesellschaft vorherrscht».²² Daran scheint im Übrigen die Entstehung einer disziplinären Geschichtswissenschaft an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert nicht viel geändert zu haben: Die erfolgreichste Infragestellung einer bis dorthin unangefochtenen Gedächtniskonstruktion geschah 1442, d. h. lange vor der Selbstdeutung

der Geschichtsforschung als Wissenschaft, als Lorenzo Valla auf der Basis einer gründlichen Quellenkritik die Fälschung der «Donatio Constantini» nachwies, während im 20. Jahrhundert «die Fachhistoriker, wie viele andere auch, gefordert wurden, Partei zu ergreifen und sich für ein Lager zu engagieren und zu kämpfen, was sie nicht selten mit Begeisterung taten, mit der Folge, dass die Geschichtswissenschaft zur Verteidigung von gegensätzlichen Interessen und Ideologien rekrutiert wurde und dabei oft ihren klaren Blick und sogar ihre Seele verlor». ²³ Zwischen Gedächtnis und Geschichte (als Geschichtswissenschaft) herrscht in der Tat ein grundsätzlich ungleiches Verhältnis, denn das Gedächtnis ist vor der Geschichte, um sie und nach ihr. Statt zur Selbstüberschätzung der Geschichtswissenschaft sollte diese Feststellung viel eher zur Bescheidenheit führen. Arnold Esch bemerkt es zu Recht am Beispiel des Sacco di Roma: «Geschichtswissenschaft kann die Brüche zwischen den unterschiedlichen, ja manchmal gegensätzlichen Erinnerungskulturen nicht heilen. Aber sie kann wenigstens auf die Stellen zeigen, an denen die Erinnerung sich teilt. Heilsame Erkenntnis ist auch das».

Viel mehr aber als die Historiker sind vor allem Schriftsteller und Maler verantwortlich für die Bildung von Gedächtniskonstruktionen und ihre Tradierung in Form von Erinnerungstagen. Zu Beginn der Erinnerung an die Varusschlacht finden wir sicher die Historiker Dio Cassius und Tacitus. Die Reaktualisierung der Erinnerung daran verdankt sich jedoch den Werken von Ulrich von Hutten und Heinrich von Kleist wie auch der Historienmalerei und in der Gegenwart den Gemälden von Anselm Kiefer. Die Konstruktion des Westfälischen Friedens als Erinnerungstag ist in erster Linie das Werk von Christophel von Grimmelshausen, Friedrich Schiller, Gustav Freytag und Günter Grass, während in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Waterloo zum neuen Schlachtfeld der Literatur und Künste in Europa wurde. Und wenn sich die ganze Welt heute an Guernika erinnert, so ist das vor allem auf Pablo Picasso zurückzuführen. Sein 1937 für den Ausstellungspavillon der spanischen Republik zur Pariser Weltausstellung geschaffenes Gemälde hat sich als *imago agens* so tief in das bildliche Gedächtnis der Weltöffentlichkeit eingepägt, dass das ursprüngliche Ereignis aus dem spanischen Kontext herausgelöst und zu einem zeitlosen und universellen Protestschrei der Menschheit gegen die Gräueltaten des Krieges wurde. Augustinus hat es in aller Deutlichkeit in seinen Bekenntnissen festgestellt: «Magna vis est memoriae».